

Interdisziplinäres Forum »Jüdische Geschichte und Kultur in der Frühen Neuzeit«
9. Arbeitstagung vom 11.-13. Januar 2008
Film – Funk – Fernseh – Zentrum der Ev. Kirche im Rheinland, Düsseldorf

Jüdische Migration und Mobilität in der Frühen Neuzeit

Bericht (Kurzfassung)

von

DÉSIRÉE SCHOSTAK und ROTRAUD RIES

Wie gewohnt und geschätzt fand das neunte Forum in Kooperation mit KATJA KRIENER (Studienstelle Christen und Juden, Ev. Kirche im Rheinland) im Januar 2008 im Film-Funk-Fernseh-Zentrum Düsseldorf statt. Die Organisation lag wie immer in den Händen von Dr. ROTRAUD RIES (Berlin) und Prof. Dr. BIRGIT KLEIN (Heidelberg).

Mit dem Thema »Jüdische Migration und Mobilität in der Frühen Neuzeit« trug die Tagung des Arbeitskreises einem Phänomen Rechnung, das sich weder auf bestimmte Bevölkerungsgruppen, noch Epochen oder Räume beschränkt. Vielmehr bestimmten Migration und Mobilität von jeher Struktur und Geschichte von Gesellschaften. Dementsprechend breit gefächert waren auch die in den Beiträgen untersuchten Themen, die von gegenständlich-räumlichen Spuren der Migration bis zum historiographischen oder literarischen Niederschlag von »Grenzüberschreitungen« reichten, methodisch-theoretische Aspekte behandelten wie auch die didaktische Vermittlung ansprachen.

In den ersten beiden Vorträgen wurden einführend methodisch-theoretische und systematisch-historische Überlegungen zum Thema »Jüdische Migration und Mobilität in der Frühen Neuzeit« vorgestellt. Ausgehend von dem zum Schema abstrahierten Ablauf von Migration, der sich stets in drei Phasen vollzieht¹, fragte BIRGIT KLEIN (Heidelberg) danach, worin die Besonderheit jüdischer Migration und Mobilität besteht. Zwei Herangehensweisen bieten sich

¹ Vgl. Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen, »Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung«, in: Klaus J. Bade u. a. (Hgg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2007, S. 28–53.

zur Klärung dieser Frage an: zum einen der Vergleich der jüdischen Minderheit mit der christlichen Mehrheit, zum anderen der mit Minoritäten ähnlicher Größe. Unabhängig davon gilt es, sowohl die Verwendung bestimmter Begriffe (Stichwort »Akkulturation«) kritisch zu hinterfragen als auch Pauschalisierungen zu vermeiden. So gelten Juden z. B. als besonders mobil, und doch formuliert die berühmte Memoirenschreiberin Glikl, dass sie es »ja gern gesehen hätte, daß mein Mann [...] hätte zu Hause bleiben können.«²

In seinen vergleichenden Überlegungen zu jüdischer und christlicher Mobilität in der Frühen Neuzeit wies WOLFGANG TREUE (Düsseldorf) auf eine weitere problematische Verallgemeinerung hin: Wenngleich es richtig sei, dass prozentual mehr Juden als Christen auf Reisen waren, so müsse dennoch nach verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen differenziert werden. Gerade die ländliche »Elite« kennzeichne oft eine besondere und über Generationen andauernde Siedlungskontinuität an einem Ort, während die städtische Oberschicht der Großkaufleute sowie die Unterschicht (insbesondere die Betteljuden) sich durch eine ungleich höhere Mobilität auszeichneten. Ihnen allen gemein war im Gegensatz zu vergleichbaren christlichen Bevölkerungsgruppen ihr prekärer Rechtsstatus, der infolge von befristeter Siedlungserlaubnis oder von Vertreibungen Migrationen erzwang. Hinzu kommt die Situation der Juden als verstreute Minderheit, die Vernetzung (sowohl durch ökonomische als auch familiäre Beziehungen) erforderlicher machte, und somit Mobilität gleichermaßen bedingte wie ermöglichte.

Zum Nachweis von Migration können bis zu einem gewissen Grad auch epigraphische Daten dienen. NATHANJA HÜTTENMEISTER (Duisburg) zeigte anhand des umfassenden Textkorpus der Grabinschriften des jüdischen Friedhofs in Hamburg-Altona (Königstraße) aus den Jahren 1621–1871, dass die Mehrheit der verzeichneten Personen ihre Identität nicht nur (traditionell) über den Namen des Vaters oder Ehemannes definierte, sondern darüber hinaus auch über einen Herkunftsort. Derartige Beinamen waren allerdings nicht festgelegt, sie konnten sich von einer Generation zur nächsten ändern. Die in Hamburg genannten Herkunftsorte deuten auf Einwanderung vorwiegend aus der näheren Umgebung hin, gefolgt von solchen aus dem gesamten norddeutschen Raum; einzelne Beinamen verweisen auf entfernter liegende Städte wie London, Kopenhagen, Krakau oder Wilna. Über den Zeitpunkt der Zuwanderung sagen die Namen allerdings nichts aus.

In ihrer Untersuchung des Oberrheingebiets zwischen Frankreich, Baden und der Schweiz stellte MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN (Bamberg) heraus,

² *Die Memoiren der Glückel von Hameln. Aus dem Jüdisch-Deutschen von Bertha Pappenheim*, [Wien 1910] Nachdruck Weinheim 1994, S. 101.

dass dieser territorial stark zersplitterte Raum im 18. Jahrhundert ein stark ausgeprägtes überlokales jüdisches Beziehungsnetz aufwies. Der Grund hierfür ist in interdependenten Kontakten innerhalb dieses relativ geschlossenen Wirtschaftsraums zu sehen, die durch Geschäftskontakte, lebenszyklische Wanderungen (wie Gesindedienst) und familiäre Bindungen zustande kamen. Die stete Bedrohung durch Ausweisung konnte aufgefangen werden, denn das nächste Territorium war nicht weit entfernt und eine Neuansiedlung ohne Verlust des gesamten Geschäftsnetzes möglich. Das Migrationsverhalten der Juden in diesem Raum weist aufschlussreiche Parallelen zu dem anderer Minderheiten, etwa der Mennoniten auf.

Einen Fall staatlich gelenkter bzw. reglementierter Migration, referiert von ANDREAS BRÄMER (Hamburg), stellt die Ost-West-Wanderung jüdischer Kultusbeamter im 19. Jahrhundert dar. Zwar ist die Immigration jüdischer Elementarlehrer aus Osteuropa ein Phänomen, das nicht nur von den jüdischen Aufklärern, sondern auch von staatlicher Seite schon im 18. Jahrhundert kritisiert bzw. normiert wurde. Aufgrund eines Reskripts des preußischen Kultusministers von 1863 wurde jedoch »Schächtern und ähnlichen Personen«, somit nicht speziell ausgebildeten Lehrkräften, erlaubt, an Orten ohne ordentliche Religionsschule jüdischen Religionsunterricht zu erteilen. Hierdurch entstand eine Einwanderungswelle aus Osteuropa, die sich anscheinend auch nach 1871 fortsetzte. Die mit dem Nebenamt des Religionslehrers betrauten, nicht examinierten Kultusbeamten waren wohl meist am unteren Ende der Kultusbeamtenhierarchie und der Gesellschaft angesiedelt.

Im Falle des jüdischen Konvertiten Elchanan-Paulus von Prag im 16. Jahrhundert bewirkte die zunächst religiöse »Grenzüberschreitung« auch eine räumliche und soziale Migration, gekennzeichnet durch eine lang währende berufliche und örtliche Unstetigkeit. RUTH VON BERNUTH (Berlin) schilderte diese für Konvertiten typische liminale Situation, den permanente Zustand des Übergangs, der sich bei Elchanan-Paulus darüber hinaus auch in seiner Sprache, einem Oszillieren zwischen Hebräisch, Jiddisch und Deutsch äußerte, wie anhand ausgewählter, von ihm verfasster Dokumente deutlich wurde. Interessanterweise teilt auch das literarische Pendant dieses Grenzgängers, der in einer Legende des 20. Jahrhunderts auftretende Konvertit namens Elchanan Paulus, das Schicksal der Migration, hier jedoch als Folge eines Kräftemessens mit dem von Rabbi Elijahu von Chelm erschaffenen Golem.

Welchen Einfluss Mobilität und Migration auf die jüdische Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts ausübten, zeigte CARSTEN SCHLIWSKI (Köln) anhand zweier Beispiele, dem des Elia ben Elqanan Capsali (1485–1555) und des Joseph ben Josua ha-Kohen (1496 bis nach 1577). Die aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden belebten und beeinflussten das kulturelle Leben der sie

aufnehmenden Gemeinden und förderten so u. a. die Historiographie. Darüber hinaus konnte aber auch die eigene Migrations-Erfahrung der Anlass sein, sich überhaupt mit Geschichte zu befassen: Bei Elia Capsali war sein Studienaufenthalt in Norditalien der Auslöser, bei Joseph ha-Kohen die Vertreibung seiner Familie aus Spanien. Beide stützten sich neben eigener Beobachtung und Literaturrecherchen in ihrer historiographischen Darstellung auf die Aussagen von Augenzeugen – oral history also, avant la lettre.

Für die Entwicklung jüdischen Kulturgüter bedeutete die Vertreibung der Juden von der Iberischen Halbinsel hingegen eine Zäsur. Die als Reaktion auf die Katastrophe entstehende neue Spiritualität äußerte sich in messianischen Erwartungen, die, wie ANNETTE WEBER (Heidelberg) anhand verschiedener Beispiele vorführte, auch in bestimmten Details von Tora-Vorhängen zum Ausdruck gebracht wurden. Die radikale Änderung gegenüber der mittelalterlichen Motive zeigt sich z. B. in einem Tora-Vorhang aus Padua von 1547. Während die Verbindung von muslimischer Technik des Knüpfeppichs mit dem aus der Renaissance-Buchdruckerkunst stammenden Torbogenmotiv als unmittelbare Folge des Kulturtransfers von Spanien nach Italien zu sehen ist, verweisen eine brennende Menora und der Räucheraltar zugleich auf die messianische Zeit. Für aschkenasische Vorhänge lässt sich bezüglich des Aufbaus Ähnliches beobachten, jedoch symbolisiert hier ein verhängtes (Tempel-) Tor das bestehende Exil, der messianische Anspruch manifestiert sich hingegen in den stilisierten gedrehten Säulen, die auf *Sefer haSohar* zurückgehen.

Die Migration aschkenasischer Juden v. a. aus dem deutschsprachigen Raum nach Polen zu Beginn der frühen Neuzeit ging mit sichtbaren Änderungen in der Gestaltung des religiösen Raums einher. Waren Synagogen im mittelalterlichen Aschkenas äußerlich nicht von anderen Bauten der christlichen Umgebung zu unterscheiden, so fällt im frühneuzeitlichen Polen neben der gesteigerten Bautätigkeit und Größe erstmals ein erhebliches Maß an architektonischer Eigenständigkeit auf, was nach TOBIAS LAMEY (Aachen) auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen schließen lässt. Die architektonischen Neuerungen bestehen v. a. in der zentralen Stütz-*Bima*, einzigartig in europäischen Synagogenbauten der Frühneuzeit, aber auch insgesamt in reichhaltigeren architektonischen Strukturen.

Die von ANTON TANTNER (Wien) referierte Geschichte der habsburgischen Judenkonstruktionen des 17.-19. Jahrhunderts führte vor Augen, wie die anfänglich fiskalischen Zwecken dienende Erfassung der jüdischen Bevölkerung zugleich die Grundlage für spätere Vertreibungen bildete, beispielsweise im Fall der 1669/70 ausgewiesenen Wiener Juden. Die 1770-72 in den böhmischen und österreichischen Ländern der Habsburgermonarchie eingeführte Hausnummerierung, die auf die inzwischen gerade auch bei den Juden erprobten

Registrierungs-Techniken zurückgriff, setzte noch bis ins Emanzipationszeitalter die mittelalterliche Kennzeichnung der Juden fort: Häuser in jüdischem Besitz wurden mit römischen Zahlen, »christliche« Häuser mit gewöhnlichen »deutschen« gekennzeichnet.

Ein Projekt verschiedener Museen in Frankfurt a. M. schließlich verbindet Geschichte und Gegenwart, jüdische Migration und die gesellschaftliche Realität heutiger Schülerinnen und Schüler. Den heute sehr heterogenen Schülerschaften mit vielfältigem Migrationshintergrund soll Migration als »Normalfall« vorgeführt werden, die Präsentation von Frankfurt als einer »Stadt der Einwanderer« Orientierungshilfe bieten, indem die Schülerinnen und Schüler ihre Geschichte mit der anderer Einwanderer in Beziehung setzen. Die von MARTIN LIEPACH (Frankfurt a. M.) vorgestellten didaktischen Module, die sich mit jüdischer Migration befassen (z. B. der Zu- und Abwanderung in der Frankfurter Judengasse), lassen jüdische Geschichte als Bestandteil der allgemeinen Migrationsgeschichte erscheinen und können individuell auf die Bedürfnisse der jeweiligen Schulklasse abgestimmt werden. Zur Zeit befindet sich das Projekt in der Pilotphase mit zwei Frankfurter Schulen.

In der von ROTRAUD RIES (Berlin) moderierten Abschlussdiskussion wurden als Fazit aus den Vorträgen Akzente gesetzt und mögliche Perspektiven skizziert. Deutlich geworden ist einmal mehr, dass Migration und Mobilität als Normalfall menschlicher Erfahrung in Vergangenheit und Gegenwart anzusehen sind, ebenso wie ihr Gegenteil, die Siedlungskontinuität. Sie stellen keine spezifisch jüdischen Phänomene dar, haben jedoch in der jüdischen Gesellschaft vielfach andere Gründe, Verlaufsformen und höhere Dringlichkeit. Da sie grundlegend die Lebenswelt und Erfahrungen der jüdischen Bevölkerung bestimmten, sollte ihnen in der Forschung mehr Aufmerksamkeit als bislang geschenkt werden. Denn Mobilität und Migration liefern vielfach den Zusammenhang für das, was in den verbreiteten lokalen, rechtlich-normativen oder geistesgeschichtlichen Studien untersucht wird.

Deutlich wurde das an den konstatierten schichten- und berufsspezifische Unterschieden in der Quantität und Qualität der jüdischen Migration und den eher am Rand angesprochenen, oft damit verwobenen Differenzen im Rechtsstatus. Rechtliche wie ökonomische Rahmenbedingungen fungierten also als Push- wie auch als Pull-Faktoren; jüdische Migration und Mobilität erweist sich dabei in besonderem Maße als abhängig von obrigkeitlich gesetzten Rahmenbedingungen.

Menschen tragen ihre Kultur mit sich, egal wie nah oder weit sie wandern. Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen Migration und Kulturtransfer, national wie transnational. Der Kulturtransfer verläuft jedoch nicht auf einer Einbahnstraße, sondern initiiert Austauschprozesse, wie sie im Bereich

des Kultgeräts und des Synagogenbaus nachzuweisen sind. Ob allerdings die größere Eigenständigkeit des Synagogenbaus in Polen als Indiz für mehr Integration zu werten ist, wurde durchaus kontrovers diskutiert, da man dieses Phänomen ebensogut als Ausdruck einer zunehmenden Isolation interpretieren kann. Dies verdeutlicht einmal mehr, dass für die Beschreibung von Migrationsprozessen immer die verschiedenen Perspektiven zu berücksichtigen sind: Denn sowohl die Einstellung der Aufnahmegesellschaft als auch der sich integrierenden Minderheit beeinflussen nachhaltig den stattfindenden Eingliederungsprozess und dessen Wahrnehmung. Die Rolle so genannter »home-making myths« als einer kollektiven Erinnerung an die Migration, verbunden mit einer Standortbestimmung in der neuen Heimat, ist ebenfalls vor diesem Hintergrund zu betrachten.

Menschen verarbeiten Migration als kulturelle Erfahrung, die selbst erlebte und die der eigenen Bezugsgruppe. Der zu Beginn der Frühen Neuzeit einsetzende Buchdruck verstärkte solche Prozesse, hat dazu geführt, dass die Vertreibung der Juden von der Iberischen Halbinsel als Zäsur jüdischer Existenz wahrgenommen und verbreitet wurde und als Auslöser für die Entwicklung eines neuen historischen Bewusstseins fungierte. Mit den Büchern migrierte auch das Wissen und die Kultur, beschleunigte den Austausch zwischen Askenasen und Sefarden, zwischen Juden und Christen.

Jüdische Mobilität gleicht in vielem der Mobilität anderer Minderheiten, kann sich z. B. in den Grenzen eines bestimmten (Wirtschafts-) Raumes abspielen. So verursacht die quantitative Minderheitenposition bereits Mobilität etwa auf der Suche nach einem Heiratspartner. Eine weitere Parallele mit anderen Minderheiten liegt in der Differenz der Wahrnehmung der Fremde: Hier entscheidet die Minderheitenposition über die Perspektive, es wird das Eigene im Fremden und nicht das Fremde im Eigenen gesucht – ein Aspekt, der bislang zu wenig berücksichtigt wurde.

Die Einzelstudien, darin waren sich die Teilnehmer einig, haben in ihrem Facettenreichtum gezeigt, welches Potential in einer intensivierten Forschung liegt. Systematisch konzipiert, sollte sie in Zukunft auf Mikrostudien, Vergleiche und eine starke gesellschaftliche Kontextualisierung zielen, die Wahrnehmungs- und Erinnerungsebene einbeziehen, Bildungs-, Berufs- und Armutsmigration ebenso wie Netzwerkbildung untersuchen. Ein weites, anspruchsvolles Feld zukünftiger Forschung ist also aufgespannt, dessen politische Aktualität und Vergleichbarkeit den Brückenschlag zwischen Geschichte und Gegenwart erleichtern und damit die Förderungswürdigkeit weiterer Forschungen günstig beeinflussen dürfte.